

Intensiviertere Nähe und unverbundene Distanz

Ein paradoxes Zusammenspiel

| MARGRETH LÜNENBORG | **Wie kommunizieren Studierende und ihre Lehrenden miteinander? Welches Kommunikationsverhalten kann man bei der Onlinelehre beobachten? Und welche Rolle spielt die körperliche Präsenz der unterschiedlichen Hochschulmitglieder zueinander? Eindrücke aus der Kommunikationswissenschaft.**

Was mag sich wohl hinter den schwarzen Video-Kacheln verbergen? Der Erst-Semester in der Wohngemeinschaft, deren Internetverbindung kein Video-Streaming aller Bewohnerinnen und Bewohner gleichzeitig erlaubt? Die noch nicht ganz ausgeschlafene Studentin, die es mit einer Tasse Kaffee knapp zum Seminarstart geschafft hat, aber noch nicht von der Kamera beobachtet werden möchte? Oder der Student, der sich zwar eingeloggt hat, dann aber doch mit ganz anderen Dingen beschäftigt ist? So rätele ich vor meinem Bildschirm, auf dem nach freundlicher Aufforderung ca. die Hälfte aller Kacheln mit Gesichtern gefüllt sind. „Was, wenn nur der Hund fernsieht?“, so betitelte die Medienwissenschaftlerin Marie-Luise Angerer 1994 ihren Aufsatz, der sich kritisch mit Daten und Deutungen der Fernsehnutzungsforschung auseinandersetzte. In der Online-Lehre heute fühle ich mich immer wieder an diese *black box* erinnert: Das bloße Einschalten

des Geräts sagt noch nichts über die Form der Nutzung oder gar Zuwendung zum Medienangebot.

Es ist das paradoxe Zusammenspiel intensivierter Nähe und unverbundener Distanz, das die kommunikative Interaktion von Lehrenden und Studierenden im nun vierten Corona-Semester prägt. Einerseits Einblicke in Schlafzimmer und Küchen, durchs Bild huschende Mitbewohner oder unerwartet

»Die Feinjustierungen der Interaktion gehen in der mediatisierten Kommunikation verloren.«

auftauchende Kleinkinder, andererseits die unüberbrückbare Distanz des Screens – im Seminar ebenso wie in der Sprechstunde – stets bleibt der Kontakt allein medienvermittelt. Dass wir es dabei mittlerweile gewohnt sind, uns stets auch selbst zu beobachten, gehört zu den Erfahrungen, deren Langzeitwirkung künftigen Psychologinnen und Psychologen reichhaltiges Untersuchungsmaterial liefern dürfte. Wieviel Narzissmus wird davon bleiben?

Präsenz im gleichen Raum

Auch im Seminarraum gehören Bildschirme längst zum unverzichtbaren Inventar. Dabei bleibt oftmals gleichermaßen unklar, was jede und jeder Einzelne hinter seinem oder ihrem Laptop so treibt. Und doch erlaubt die gemeinsame leibliche Anwesenheit im geteilten physischen Raum ein erheblich viel-

schichtigeres, differenzierteres Wahrnehmen und Hervorbringen einer Erfahrungsgemeinschaft. Das affektive Arrangement (Slaby 2019) des gemeinsam belebten Seminarraums – mit all seiner zumeist recht spröden Materialität – ermöglicht das Entstehen von Empathie und Solidarität: Gemeinsames Lachen beispielsweise entsteht situativ, kann Spannung abbauen, Verbundenheit erzeugen, Unbeschwertheit erlauben. Im virtuellen Raum entstehen solcherart Ansteckungsphänomene ungleich seltener. Die feinen Rückkopplungen der körperlichen Signale – Zugewandtheit oder Rückzug, ein kurzer Blickwechsel mit der Tischnachbarin,

eine versöhnliche Geste nach inhaltlich zugespitzter Kritik – all diese Feinjustierungen der Interaktion gehen in der mediatisierten Kommunikation verloren, das Risiko für Missverständnisse steigt. Im Sonderforschungs-

bereich „Affective Societies“ an der Freien Universität Berlin beschäftigen wir uns vielschichtig mit den spezifischen affektiven Grundlagen von Sozialität. Affektive Arrangements – vom Theater über *social media* bis zu Protestbewegungen der Gegenwart unserer Forschung – prägen auf ungeahnte Weise auch die Bedingungen des Forschens selbst: der Verlust unmittelbarer körperlicher Interaktion bedeutet auch den Verlust des Zufälligen und Ungeplanten als wesentlicher Motor für das Denken *out of the box*. Im Podcast reflektieren wir darüber, wie unter Pandemie-Bedingungen die Entkörperung der Universität sie keineswegs zu einem Ort des Geistes, sondern stattdessen die Kommunikation zumeist karger und ärmer gemacht hat. So wird spürbar, wie sehr auch gemeinsames Denken eine zutiefst körperliche Praxis ist.

AUTORIN



Foto: Miriam Klingl

Margreth Lünenborg ist Professorin für Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Journalistik an der Freien Universität Berlin.

Foto: mauritius-images



Der Gap zwischen regelmäßig aktiv beteiligten Studierenden und der Gruppe der Schweigenden wächst. Wenn ich im Seminarraum immer wieder versuche, schweigende Studierende mit direkter Ansprache und Nachfrage in den gemeinsamen Austausch zu holen, so erzeugt das schlimmstenfalls Irritation und kurzes Schweigen. Dasselbe Vorgehen im Online-Kurs droht leicht zum *blaming and shaming* zu werden.

Effizienz statt persönlichem Kontakt

Natürlich erlaubt die digitale Lehre auch neue, verbesserte Arbeitsformen: Gut aufbereitete Lehrvideos, die im anschließenden *flipped classroom* Zeit für den wirklichen Austausch, die Diskussion und Vertiefung erlauben. Die internationale Forscherin, die für eine Stunde problemlos im Seminar zu Gast sein kann. Das kollaborative Arbeiten von Studierenden im transnationalen Austausch. Insbesondere für internationale Kooperationsformen sind die Barrieren deutlich niedriger. Aber es ist keine Frage, weder für Studierende noch für Lehrende, dass die direkte Begegnung unverzichtbar ist. Kaum eine Seminar-Evaluation enthält nicht den Freihand-Kommentar: Die Diskus-

sion wäre gemeinsam im Raum besser gewesen.

Zugleich bieten die erzwungenen Neuerungen der vergangenen Semester Gelegenheit, grundlegendere Veränderungen in der Kommunikation zwischen Studierenden und Lehrenden zu reflektieren. Längst hat der Austausch per E-Mail, im Diskussionsforum, im privaten

»Je größer die mediatisierte Distanz, desto unverbundlicher Tonfall und Argumentation.«

Chat oder Blog einen Teil der Gespräche in der Sprechstunde ersetzt. Auch wenn manche schnell zu klärende Frage auf diesem Weg effizient beantwortet werden kann, geht dabei auch einiges an persönlichem Kontakt verloren. Blumige Entschuldigungen für zu späte Einreichungen von Seminararbeiten würden, so vermute ich, ein *face-to-face* Gespräch nicht überleben. Je größer die mediatisierte Distanz, desto unverbundlicher Tonfall und Argumentation – oft auch verbunden mit Rückzug und Überforderung. Und zugleich erlebe ich nach wie vor Studierende, die gezielt und intensiv das Gespräch suchen – am Rande des Seminars, vor der

Vorlesung und in der Sprechstunde. Die Wahl zwischen unmittelbarer und mediatisierter Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden erlaubt so auch je eine individuelle Skalierung von Kontakt-Intensität. Dass mediatisierte Kommunikation dabei keineswegs zwangsläufig mit mehr Distanz einhergehen muss, ist alltäglich erlebbar. Auf

Twitter ist die Fortsetzung leidenschaftlicher Seminar-Debatten möglich – mit neuen Impulsen, anderen Erfahrungen und immer wieder viel Witz. Zweifellos können Debatten dort auch gekapert werden und aus dem Ruder laufen. Umso wichtiger, dass der Umgang mit *social media* in der Wissenschaftskommunikation zum selbstverständlichen Bestandteil in der Lehre wird.

Anzeige

Führungs-, Karriere- und
Persönlichkeitscoaching
in Wissenschaft, Forschung
und Lehre

Team Römer

www.team-roemer.de/res
